



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

W., G.: Der illustrierte Goethe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

reisenden Kofttäuscher staken die Räuber unter einer Decke, wechselten bei drohender Gefahr Wohnort und Namen, ja gingen wohl zeitweise außer Landes, bis Gras über die besonders Aufsehen erregenden Thaten gewachsen war.

Mit großer Frechheit und Schamlosigkeit betrogen sie sich vor Gericht, suchten namentlich den Polizeiaagenten, der sich zwischen sie geschlichen, und den Kronzeugen, einen jener baumlangen Athleten, wie sie unter den ungarischen Juden nicht selten sind, den sie als Knecht benutzt hatten, ohne ihm den gebührenden Anteil am Raube zu gönnen, zu verdächtigen, wollten sich gegenseitig nicht kennen, und beschuldigten ihrerseits die Polizei, bei welcher Gelegenheit auch Persönlichkeiten an den Tag kamen, welche für den Verrat ihrer Genossen von der Polizei bezahlt waren, aber zu gleicher Zeit auch „Schweiggelder“ von den frühern Kumpanen erhalten hatten. Demnach erwiesen sich die Beweisgründe zu überwältigend, und das Urtheil lautete gegen die Hauptverbrecher auf 20 Jahre schweren Kerkers. Aber mit der Gewißheit, nicht gehängt zu werden, erwachte auch der Freiheitsdrang. Eine Empörung im Zuchthause wurde nur durch einen glücklichen Zufall mit Waffengewalt gedämpft und von den vornehmsten Beteiligten mit dem Tode auf dem Schaffot gebüßt.



Der illustrierte Goethe.



Es vor ziemlich drei Jahren ein paar österreichische Buchhändler von einem der formvollendetsten, inhaltlich allerdings freiesten Gedichte Goethes, welches in keiner Sammlung seiner Werke Aufnahme gefunden hat und nur den genaueren Goethekennern bekannt war, plötzlich Separatabdrücke veröffentlichten, die in ihrer auffälligen Ausstattung zweifellos darauf berechnet waren, Leuten in die Hände gespielt zu werden, welche ihre geistigen Bedürfnisse sonst mit schlüpfriger Kolportageliteratur zu befriedigen pflegen, brandmarkten die Grenzboten diese Schnödigkeit in einem Artikel: „Goethesrevel.“

Dasselbe Wort war es, das uns unwillkürlich wieder über die Lippen fuhr, als uns vor einigen Tagen die ersten Lieferungen einer in Stuttgart erscheinenden „illustrierten“ Ausgabe von Goethes Werken in die Hände kamen. *) Offen ge-

*) Goethe's Werke. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von Heinrich Dünker. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt (vormals Ed. Hallberger).

standen: es ergriff uns eine solche Entrüstung, Goethe, den geliebten und verehrten, so mißhandelt zu sehen, daß wir am liebsten sofort zur Feder gegriffen hätten, um dieser Entrüstung in den schärfsten Ausdrücken Luft zu machen.

Wir haben an uns gehalten und einige Tage verstreichen lassen.

Man hat den Grenzboten vorgeworfen, daß sie mit plannäßiger Feindseligkeit und Gehässigkeit den Stuttgarter Verlagsbuchhandel angriffen. Auf der letzten Ostermesse in Leipzig ist dieser Vorwurf ganz direkt gegen sie erhoben worden. Es ist traurig, daß man sich gegen so etwas verteidigen muß. Wahr ist, daß die Grenzboten in den letzten Jahren wiederholt scharfe Urteile ausgesprochen haben über buchhändlerische Unternehmungen, über welche die gesammte deutsche Tagespresse und sogar fast alle unsere vornehmen Wochen- und Monatschriften des Lobes voll waren; wahr ist, daß namentlich die Erzeugnisse der jetzigen Illustriertwut oft unsern herben Tadel erfahren haben. Aber ist es unsre Schuld, daß wir mit unserm Urteil so allein standen? Und ist es unsre Schuld, daß gerade auf Stuttgarter Boden die Blüten dieser Illustriertwut so üppig emporgeproßt sind?

Wir haben uns ernstlich gefragt, ob es nicht besser sei, über die neue Goetheausgabe ganz zu schweigen. Wozu abermals Anstoß erregen und böses Blut machen? Schließlich aber sagten wir uns: Nein. Es ist vorauszusehen, daß auch in diesem Falle wieder nicht bloß die ganze klägliche Sippenschaft, welche in dem größten Teile unsrer Tagespresse die sogenannte „literarische Kritik“ besorgt, sondern leider auch unsre besseren Wochen- und Monatschriften sich geben werden, als ob sie über dieses neueste „reich illustrierte Prachtwerk“ in helles Entzücken gerieten. An irgend einer Stelle aber soll und muß die Wahrheit gesagt werden, und da sie niemand anders sagt, so wollen wir auch diesmal gern das Odium wieder auf uns laden. Wir sind das schon denen schuldig, die wir früher gelegentlich unjanft angefaßt haben und die hinter unsern absprechenden Urteilen, so sachlich sie waren, seltsamer Weise persönliche Motive suchen zu müssen geglaubt haben.

Es ist außerordentlich lehrreich, in den populären Zeitschriften aus dem Ende des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts zu blättern. Wer Gelegenheit dazu hat, der thue es ja; er wird da merkwürdige Erfahrungen sammeln. Zum Beispiel die, daß unsre Sprache seit der Schiller- und Goetheperiode gewaltige Rückschritte gemacht hat, daß damals mancher kleine und unbedeutende Skribent ein einfacheres, reineres und schöneres Deutsch schrieb, als heutzutage die glänzendsten „Namen,“ mit denen unsre gegenwärtigen Monatschriften renommiren; ferner die, daß hunderte von Dingen, die jetzt den Lesern als funkel-nagelneue Weisheit aufgetischt werden, schon damals weit gründlicher, vielseitiger und geistvoller behandelt worden sind; endlich die — und auf diese kommts uns hier vor allen an —, daß es wirklich zum guten Teil Phrase ist, wenn man

sagt, nur die Nachwelt sei imstande, über irgend eine dichterische oder künstlerische Leistung ein gerechtes Urtheil zu fällen. Bewahre! Man findet in jener Zeitschriftenliteratur über alle gleichzeitigen Geistesprodukte neben verkehrten Urtheilen auch absolut richtige und treffende, die mit unserm heutigen Urtheil vollständig übereinstimmen. Man ist überrascht davon, freudig überrascht, aber doch nur, weil einem die Phrase von der „klügeren Nachwelt“ so oft vorgebetet worden ist, daß man schließlich daran glauben gelernt hat. Natürlich sind die richtigen Urtheile stets dünner gesät als die falschen. Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.

Wenn wir uns im Geiste ausmalen, wie nach hundert Jahren auf den Bibliotheken ein Forscher unsre heutigen Zeitschriften durchstöbern wird, um zu sehen, ob und wie das Geistesleben unsrer Tage sich in ihnen widerspiegeln, so fürchten wir, daß er unsre erste Erfahrung in verstärktem Maße machen werde. Unsre Sprache — darüber können wir uns gar nicht täuschen — wird durch den zerstörenden Einfluß der Tagespresse, namentlich der ungebildeten und lächerlichen lokalen Tagespresse, mit jedem Jahrzehnt mehr verwildern. Auch an der zweiten Erfahrung wird es ihm nicht fehlen, wenn dem Niedergange, in dem wir uns in so vielfacher Beziehung befinden, nicht durch irgend ein Wunder Halt geboten wird. Nun aber die dritte! Was diese betrifft, so fürchten wir, daß dem Manne der Nachwelt nicht die richtigen Urtheile unter den falschen aufzufallen werden, sondern — die offenen und ehrlichen unter den heuchlerischen und verlogenen. Denn vor hundert Jahren war die Presse und die literarische Kritik im ganzen noch naiv, heute ist sie im ganzen korrupt. Damals wollte man wenigstens ehrlich urtheilen, heute will man es gar nicht mehr. Wenn nun jener Forscher z. B. zusehen wird, wie unsre Zeitschriften die künstlerischen Leistungen der Gegenwart und unter anderm auch die Wege, die unser Holzschnitt- und Illustrationswesen — also eine der wichtigsten, weil volkstümlichsten Seiten unsers Kunstlebens — eingeschlagen hat, beurteilt haben, soll er so niedrig von unsrer Zeit denken, daß niemand, schlechterdings niemand dagewesen sei, der die Wahrheit darüber gesagt habe? Soll er überall, selbst in ausschließlichen Kunstzeitschriften, denselben mattherzigen Redensarten begegnen? Wir sehen sein frohes Gesicht, wenn er die Grenzboten aufschlagen und hier ein ehrliches Urtheil finden wird.

Was jedem Menschen von nur einigermaßen feinem Geschmack auf den ersten Blick bei der neuen Goetheausgabe in unangenehmer Weise auffällt, das ist ihre Überladung. Die beiden ersten Lieferungen bestehen zusammen aus 64 Seiten, und auf diesen 64 Seiten befinden sich nicht weniger als 46 Illustrationen, nicht gerechnet die kleineren Kopfleisten und Initialen! Um zu begreifen, daß das zu viel ist, braucht man die Hefte gar nicht gesehen zu haben. Die Zahlen reden schon deutlich genug. Muß man da nicht von vornherein den Verdacht schöpfen, daß die Unternehmer nach dem Grundsatz des Goethischen Theater-

direktors verfahren seien: Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen? Daß Schönheit nur da möglich ist, wo Maß gehalten wird, darnach haben sie offenbar nicht gefragt.

Diese Überladung muß notwendigerweise in den mannichfachsten Beziehungen üble Folgen haben. Sie ergibt vor allen Dingen ein häßliches typographisches Bild. Hat man wirklich in Stuttgart, der Stadt, die sich auf ihre geschmackvollen typographischen Leistungen eine Zeit lang so viel zu Gute that und mit Recht zu Gute that, alles Gefühl für dergleichen Dinge verloren? Mit der Wahl des Papiers und der Type und mit der Herstellung eines scharfen und saubern Druckes sind doch die Aufgaben des typographischen Geschmacks wahrhaftig nicht erledigt. Für diese Dinge sorgt der Papiermüller, der Schriftgießer und der Maschinenmeister. Die eigentlich künstlerische Aufgabe beim Buchdruck liegt doch in der Gestaltung der Kolumne, in der Verbindung der Illustrationen und der Druckverzierungen mit dem Text. Hier kann aber der Setzer etwas anständiges nur dann schaffen, wenn die Verzierungen und Illustrationen sich gehörig im Texte verteilen lassen. Der Text muß immer die Hauptsache bleiben, die Bilder die Nebensache. In der neuen Goetheausgabe ist dieses Verhältnis vollständig auf den Kopf gestellt. Die Bilder machen sich in der aufdringlichsten Weise breit, der Text — und dieser Text besteht nicht etwa aus einer bestellten Fabrikarbeit irgend eines beliebigen Lohnschreibers, wie so mancher unsrer Prachtwerktexte, sondern aus Goethes Gedichten! — muß sich quetschen und zerren, bald an die Seite, bald in die Ecke drücken lassen, je nachdem es den Herren Künstlern beliebt hat, ihren Illustrationen die Größe einer halben, drittel, viertel, sechstel, zwölftel Kolumne zu geben oder die Form eines Quadrates, eines Rechtecks, eines Längs- oder Querstreifens, eines Winkelmaßes, eines Hufeisens oder noch verzwicktere Formen, wie der Illustration zum „Frühzeitigen Frühling,“ die aus drei Rechtecken zu einem Zehneck zusammengesetzt ist. Diese Goetheausgabe hat typographisch eine verzweifelte Ähnlichkeit mit unsern illustrierten Weihnachtskatalogen, bei denen auch der arme Setzer die Aufgabe hat, Ulickés aller Größen und Formate mit den zugehörigen Inseraten zu einem möglichst erträglichen Anblick zu vereinigen.

Wenn aber Maßhalten die erste, so ist Einheit und Harmonie die zweite Bedingung aller Schönheit, und daß die Goetheausgabe auch diese Bedingung vollständig außer Acht läßt und lassen muß, ist eine weitere, noch üblere Folge ihrer Überladung. Die Verlagshandlung verspricht über 800 Illustrationen! Nehmen wir an, daß jeder Künstler, den sie zur Beteiligung bewogen hat, sich zu einem Duzend von Bildern bereit finden ließe — was wir bezweifeln —, so würden zur Herstellung des ganzen Bildersegens 60 bis 70 Künstler notwendig sein. 32 zählen bereits die Prospekte der Verlagshandlung mit Namen auf, dahinter ein vielsagendes „und Andere.“ Nun fragen wir: Glaubt die Verlagshandlung im Ernste, daß einem Menschen von Geschmack mit diesem Kunterbunt

von Künstlerhänden irgend etwas gebient sein könne? Diesen Grundirrtum des ganzen gegenwärtigen Illustrirwesens und Unwesens haben wir schon so oft bei Besprechung von Prachtwerken bekämpft, daß es uns widersteht, immer und immer wieder dieselben einfachen, selbstverständlichen Dinge auseinanderzusetzen. Und doch, was hilft's? Ein Buch ist keine Bildergalerie. Wenn aber schon eine verständige Galerieleitung darauf bedacht sein wird, die verwandten Künstlererscheinungen räumlich zu vereinigen, grundverschiedene zu trennen, um wie viel mehr hat in einem Buche das Auge eines gebildeten Beschauers das Bedürfnis nach Gleichmäßigkeit und Übereinstimmung. Blatt für Blatt, Seite für Seite von einem Künstler zum andern geschleift, binnen wenigen Minuten mit Dutzenden der verschiedensten Arten und Unarten der Zeichnung und des Holzschnittes regaliert zu werden, das mag vielleicht dem großen Haufen Vergnügen machen, der sich ja am liebsten an Kunstproduktionen weidet, die nach Potpourri schmecken, auf den feinern Sinn wirkt es wie „ein Kehrichtsfaß und eine Kumpelkammer.“

Aber das alles ist ja noch nicht das schlimmste. Über den typographischen Ungeschmack, über das häßliche Durcheinander der verschiedensten zeichnerischen Manieren könnte man zur Not hinwegkommen. Das schlimmste sind die Bilder selbst, nach Gegenstand, Formgebung und Technik. Hier hört die Geschmacklosigkeit auf, und es beginnt der Frevel, der Goethefrevel.

Wir haben genügendes Material, um beurteilen zu können, was wir in dieser Goetheausgabe zu erwarten haben. Vor uns liegen: 1. die ersten beiden Lieferungen der Ausgabe selbst, 2. eine illustrierte Subskriptionsliste, 3. der Prospekt, den die Verlagsbuchhandlung in den mannichfachsten Variationen — wir haben allein vier in den Händen — mit verschwenderischer Hand in den Sortimentbuchhandlungen verstreut und den Zeitungen beigelegt hat. Die beiden ersten Lieferungen haben, wie schon erwähnt, zusammen 46 Illustrationen, 12 weitere lernen wir aus der Subskriptionsliste kennen, dazu noch 9 in den verschiedenen Prospekten. Das macht zusammen 67 Illustrationen, also einen erklecklichen Teil der ganzen in Aussicht gestellten Masse, und gewiß nicht den schlechtesten, da es der Verlagsbuchhandlung doch sicherlich darum zu thun gewesen ist, ihr Unternehmen in möglichst günstiges Licht zu stellen.

Man weiß nicht, wo man anfangen soll, um die Verkehrtheiten und Geschmacklosigkeiten zu verzeichnen, die in diesen 67 Bildern begangen worden sind! Wir leugnen nicht, daß einige hübsche Bildchen darunter sind, die, wenn wir ihnen in einem illustrierten Album begegnen würden, unsre Aufmerksamkeit erregen und uns auf einige Augenblicke angenehm beschäftigen würden. Hierher gehören die fein ausgeführten kleinen Landschaften „Mai“ von F. C. Welsch, „Dem aufgehenden Vollmonde“ von R. Büttner, die Schweizerlandschaft zur „Euphrosyne“ von C. Brünner, die beiden kleinen Marinen zu „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“ von Th. Weber, die zierlichen Blumenstücke, die D. Franz zu den Liedern „Gleich und Gleich,“ „März“ und „Blumengruß“ beige-steuert

hat. Es sind das alles zugleich virtuose Leistungen des Holzschnitts. Auch das junge Pärchen im Walde, das L. Hofmann zu dem Gedicht „Gefunden“ geliefert hat, M. Volkharts „Glückliche Gatten“, das Reiterstücklein von L. Braun zu dem Liede „Kriegsglück“, B. Blockhorsts Zeichnung zur „Legende vom Hufeisen“, der Backfisch, den S. Kaulbach — leider viermal zu groß! — zu dem Gedicht „Mädchenwünsche“ gezeichnet, sind ansprechende und erfreuliche Leistungen. Aber bei der Mehrzahl dieser Bilder wie bei den meisten übrigen fragt doch jeder Verständige: Was in aller Welt sollen sie in einer Goetheausgabe? Die ersten beiden Lieferungen dieser Ausgabe enthalten diejenigen Gedichte, die Goethe selbst unter den Überschriften „Lieder“ und „Gesellige Lieder“ vereinigt hat, es sind also lyrische Gedichte. Was für eine Tollheit ist es nun, Lyrik zu „illustriren!“ Bildlich darstellen lassen sich doch nur Handlungen, wie sie die erzählende Dichtung und das Drama vorführt. Nun sind allerdings unter diesen „Liedern“ Goethes einige, die ganz in Form kleiner Erzählungen auftreten, z. B. „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“, „Haidenröslein“, „Die Spröde“ und „Die Befehrte“, „Gefunden“, „Willkommen und Abschied“, und zu diesen würden sich ja, wenn nicht andre Gründe dagegensprächen, allenfalls Bilder zeichnen lassen. Was für ein Nonsens ist es aber, Lieder zu „illustriren“, wie „Gleich und Gleich“, „Kriegserklärung“ — wir bitten den Leser, die ersten beiden Bände seines Goethe aufzuschlagen — „Der Goldschmiedsgesell“, „März“, „Wahrer Genuß“, „Die schöne Nacht“, „Brautnacht“, „Novemberlied“, „Nähe des Geliebten“, „Gegenwart“, „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“, „Mailied“, „Mit einem goldnen Halskettchen“, „Blumen Gruß“, „Frühzeitiger Frühling“, „Herbstgefühl“, „Schäfers Klage“, „Bergschloß“, „An den Mond“, „An Lina“, „Zum neuen Jahr“, „Tischlied“, „Vanitas! vanitatum vanitas“, „Kriegsglück“, „Ergo bibamus“, „Epiphania“, „Schweizerlied“, „Zigeunerlied“, „Mächtiges Überraschen“, „Dem aufgehenden Vollmonde“, „Mai“, „Lied der Auswanderer“, „Mädchenwünsche!“

In dem bekannten witzigen Büchlehen: „Blüten aus dem Treibhause der Lyrik“ (Leipzig, Joh. Ambrosius Barth) findet sich auch ein Gedicht „Ahnung“, zu welchem der Verfasser die Anmerkung gemacht hat: „Dieses Gedicht und etliche andere gegenwärtiger Sammlung vertreten die so überaus wichtige Clichépöesie. Sie können zu jedem vorhandenen Holzschnitte, Cliché oder dergleichen verwendet werden, ohne dieselben im mindesten zu beschädigen oder deren weitere Benutzung zu hindern, eignen sich daher vorzugsweise für illustrierte Wochenschriften oder für dergleichen Weihnachtslyrik in Kalbleder mit Deckelpressung.“ Dieser Witz läßt sich auf die meisten der eben genannten Illustrationen, ja man kann sagen auf alle, mit Ausnahme von etwa zwei oder drei, umkehren. Wie die „Ahnung“ eine Persiflage auf jene Clichélyrik ist, welche die unglückseligen Redaktionsdichter illustrierter Familienjournale zu eingesandten Zeichnungen liefern müssen, so besteht fast der ganze Bildertram der beiden ersten Lieferungen

unserer Goetheausgabe aus lyrischen Clichés. Man kann sich anheischig machen, fast zu jedem dieser Bilder aus der ersten besten Anthologie eine Anzahl Gedichte auszusuchen, die genau ebenso dazu passen würden wie das Goethische Gedicht, bei dem es steht, zu manchem sogar dutzend- und schockweise, und sicherlich würde die „Deutsche Verlagsanstalt“ in der nächsten Zeit von klugen und betriebsamen Verlegern um Abgabe von Clichés für „Albums deutscher Kunst und Dichtung“ und ähnliche schöne Unternehmungen bestürmt werden, wenn — ja wenn die meisten dieser lyrischen Clichés nicht so herzlich albern aufgefaßt und so herzlich schlecht gezeichnet wären.

Auf was aber wird man sich vollends in den nächsten zehn, zwölf Hefen gefaßt machen müssen, wenn diese nach denselben Grundsätzen „illustriert“ werden sollen wie die beiden vorliegenden! Wenn es kein Unsinn ist, zu dem Liedchen: „Der Strauß, den ich gepflücket, grüße dich viel tausendmal!“ einen Feldblumenstrauß zu zeichnen, neben ein Trinklied die Trinkgesellschaft hinzusetzen, die es singen soll, ein „Mailied“ durch eine Waldlandschaft im Frühling, ein Reiterlied durch eine Gefechtszene zu erläutern, zu dem Gedichte „Der Goldschmiedsgefell“ die junge Nachbarin in effigie vorzuführen, die dem Goldschmied bei seiner Arbeit nicht aus den Gedanken kommt, dann ist es folgerichtig, auch Epigramme und Sprüche zu „illustriren,“ und wir sind vollständig darauf vorbereitet, daß z. B. aus der Kenienreihe, die Goethe unter der Überschrift „Frühling“ zusammengestellt hat, eine illustrierte Botanik gemacht werden, und daß die Wahrheit des Spruches: „Wer will denn alles gleich ergründen! Sobald der Schnee schmilzt, wird sichs finden,“ uns durch eine Winterlandschaft zu Gemüte geführt werden wird.

Man braucht gar nicht darauf zu sehen, wie diese Künstler ein Goethisches Gedicht illustriert haben; schon die Thatfache, daß sie es illustriert haben, zeigt, wie oft sie den Dichter mißverstanden. Im „Haidenröslein“ z. B. und in „Gefunden“ (Ich ging im Walde so für mich hin) liegt ein unaussprechlicher Reiz in dem Doppelsinn: soll man die Blumen wörtlich nehmen oder bildlich? Aber nur die Sprache ist dieses reizenden Doppelsinnes fähig. Der Zeichner, der statt der Blume das Mädchen einsetzt, zerreißt doch die zarte allegorische Hülle der Dichtung. In anderer Weise mißverstanden hat Grotjohann das Gedicht „Amor als Landschaftsmaler.“ Er hat den komischen Einfall gehabt, wirklich einen Amor hinzuzzeichnen, der die Landschaft, welche der Dichter vor unserm innern Auge entstehen läßt, auf ein ausgespanntes Tuch malt! Wenn Grotjohann Viehoffs Erläuterungen zu Goethes Gedichten (2. Auflage 2, 216) zur Hand genommen hätte, so würde er begriffen haben, daß die Thätigkeit des sinnbildlichen Amors, den der Dichter hier meint, überhaupt nicht darstellbar ist. Noch übler ist es Häberlin ergangen mit seiner Zeichnung zu „Hans Sachsens poetischer Sendung.“ Goethe selbst hat zu diesem Gedichte die Bemerkung gemacht: „Erklärung eines alten Holzschnittes.“ Das ist natürlich eine

Fiktion, es giebt keinen solchen Holzschnitt. Aber der Zusatz hätte doch den Zeichner stubig machen sollen. Goethe fing wirklich in Weimar 1776 an, sich für die altdeutschen Meister zu interessieren, er sammelte Holzschnitte und Kupferstiche aus der Blütezeit der deutschen Renaissance, und was bei dieser Dichtung ihm vorschwebte, das war sicherlich nicht die schwächliche Opernzene, die Häberlein daraus gemacht hat, sondern eine strenge Allegorie à la Dürer. Das einzig richtige war, auch dieses Bild ungezeichnet zu lassen. Also Mißgriffe über Mißgriffe!

Was noch übrig ist, können wir kurz abthun. Ein ganz manierirtes Nachwerk ist die Zeichnung des Umschlags von H. Götz. Während die Zeichner der Illustrationen doch mit mehr oder weniger Geschick versucht haben, ihre Figuren ins Rococo-Kostüm zu stecken, liebt es Götz ähnlich wie Seiz — wir kennen ihn schon zur Genüge von den Umrahmungen her, die er zu den Fürstenporträts in dem Prachtwerk „Die Zähringer in Baden“ geliefert hat — sich in den schwülstigen, verschrobenen Formen aus der Verfallzeit der deutschen Renaissance zu ergehen, nur daß er sie etwas verweichlicht und versüßlicht. Das wird den Leuten eine Zeit lang gefallen, weil es sie anfangs fremdartig annutet. Aber sie werden sich's bald genug zum Überdruß gesehen haben. Man wird ja überall schon mit diesen manierirten Formen heute gefüttert, mit besondrer Vorliebe auf Umschlägen. — Das Titelporträt zeigt einen richtigen Theatergoethe. Giebt es nicht genug authentische Porträts des Dichters, daß die Verlags-handlung es für nötig gehalten, sich einen besondern Phantasiakopf zeichnen zu lassen? Warum hat sie nicht nach dem schönsten Bildnis des jungen Goethe, welches May 1779 gemalt, und von welchem wir bis auf den heutigen Tag noch keine genügende Reproduktion besitzen, durch einen tüchtigen Künstler eine gute Zeichnung anfertigen lassen? — Unter aller Würde sind die Bilder von Liezen-Mayer zur „Zueignung,“ von E. Unger zu „Nähe des Geliebten,“ von C. Gehrts zu „Epiphania“ und zum „Getreuen Eckardt,“ von A. Baur zu „Johanna Sebus,“ von D. Wisniewski zum „Wanderer,“ von A. Tschautsch zur 16. Elegie, von C. Brünner zu „Alexis und Dora“ und von C. Häberlin zu einer Szene des „Egmont.“ Es ist ein Jammer zu sehen, wie gerade die herrlichsten Gedichte Goethes in die Hände der größten Stümper geraten sind. Die „Zueignung“ zu illustriren ist wiederum an sich schon ein Mißgriff, den freilich auch Kaulbach begangen hat, wie er ja auch das „Haidenröslein“ in seine Goethegalerie aufgenommen hat; den Dichter aber und seine Muse so darzustellen wie es Liezen-Mayer gethan, ist geradezu eine Rohheit. Ungers Bilder haben ein kindisches Wesen. Sie erinnern an Weggendorfer aus den „Fliegenden Blättern,“ ebenso wie Wisniewskis „Wanderer“ an Bocksteins Sammergestalten. Was Baur, Tschautsch, Gehrts, Brünner geleistet — Alexis und Dora während des Kusses im komplettesten Tanzschritt die Beine schleudernd! — würde mancher Kalenderverleger Bedenken tragen seinem Publikum anzubieten. Was hat die Kunst-

kritik an der Goethegalerie Kaulbachs bei Lebzeiten und nach dem Tode des Künstlers alles auszusetzen gehabt! Man denke darüber heute, wie man will, jedenfalls wird man nicht leugnen können, daß ein großer, vornehmer Zug durch diese Goethegalerie geht, daß sie das Werk eines geistvollen, dem Dichter kongenialen Künstlers ist, daß bei manchen Schärfen und Übertreibungen im einzelnen doch jedes Blatt als Ganzes von vollendeter Schönheit des Aufbaues, der Gruppierung, der Linienführung ist. Liezen-Mayer und Genossen könnten ihrem Herrgott auf den Knien danken, wenn sie ein einziges solches Blatt zeichnen könnten. Und das nennt sich heute „erste“ Künstler! Im Namen aller wahrhaftigen Kenner, Freunde und Verehrer des Dichters protestiren wir hiermit gegen die Pfuschereien, die diese „ersten“ Künstler zu der vorliegenden Goetheausgabe beige-steuert haben.

Daß wir Heinrich Dünker, diese Säule der Goetheforschung, in solcher Gesellschaft sehen, würde uns Wunder nehmen, wenn uns nicht seine Publikationen aus den letzten drei Jahren gezeigt hätten, einmal, daß er sich schon seit längerer Zeit auf die abschüssige Bahn der fabrikmäßigen Bücherherstellung begeben hat, und sodann, daß er in allem, was bildende Kunst betrifft, augenscheinlich so unschuldig ist wie ein neugeborenes Kind.

Wenn unsern Lesern nach dieser Darlegung der Sache nun der Prospekt der „Deutschen Verlagsanstalt“ zu Gesicht kommen wird, so werden sie freilich ihren Augen nicht trauen. „Endlich, nach Jahren ersten Mühens — heißt es da — können wir mit unserer illustrierten Prachtausgabe von Goethes Werken hervortreten, und glauben im Hinblick auf den Kreis von deutschen Künstlern ersten Ranges, der sich freudig und der hohen Aufgabe wohl bewußt uns angeschlossen, unserer Nation ein des großen Genius würdiges Werk in unserer Ausgabe seiner Schriften bieten zu können . . . So schicken wir den unsern Goethe mit dem Vertrauen in die Welt, daß die Nation unser Mühen lohnen werde!“

Der Uneingeweihte könnte wirklich schwankend werden und fragen: Handelt die Verlags-handlung am Ende doch bona fide? Glaubt sie am Ende doch, daß sie mit ihrem Bildergoethe dem deutschen Volke eine Wohlthat erzeige? Hält sie das, was sie uns da bietet, am Ende doch für gut und schön und würdig? — Wir für unsern Teil würden die Verlags-handlung tief zu beleidigen glauben, wenn wir ihr eine solche Urteilslosigkeit unter-schieben wollten.

Wir wissen recht gut: die Herstellung illustrierter Prachtwerke ist in Deutschland mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, mit Schwierigkeiten, von denen das größere Publikum gar keine Ahnung hat. Wie viele Zeichnungen, die noch viel albernere und schofler waren als manche der hier in Holz geschnittenen, mag die Verlags-handlung ihren Künstlern zurückgegeben, wie viel Verdruß mag sie mit diesen Herren gehabt haben, ehe sie den Entschluß faßte, mit dem Unternehmen vor das Publikum zu treten! Auch das, was sie jetzt bietet, steht sicherlich weit hinter ihrem eignen Ideale zurück. Das glauben wir nicht bloß, das wissen

wir. Da wäre es nun freilich ehrlich, wenn die Verlagshandlung sagte: „Lieben Leute, die Künstler, die ich mit der Ausführung meiner Idee beauftragt hatte, haben meine Hoffnung zum großen Teil schmählich betrogen. Aber mein Geld steckt einmal drin in dem Geschäft, also seid barmherzig und kauft mir meine Waare ab, damit ich sie loswerde und wieder zu meinem Gelde komme!“ Aber wer möchte ein so grausames Verlangen stellen? Selbst wenn Engel vom Himmel gekommen wären und die Leitung der Hallbergerschen Buchhandlung übernommen hätten, es würde ihnen nicht im Traume einfallen, so zu sprechen. Die Verlagshandlung hat, als die Sache so weit war, daß sie's allenfalls riskiren zu können glaubte, dreist ihre Jahrmaktsbude aufgeschlagen, hat die üblichen Trompetenstöße erklingen lassen und wartet nun der Dinge, die da kommen sollen. Ihr Prospekt ist nicht schlimmer als andre solche Stilübungen auch; er ist genau auf denselben Ton gestimmt wie alle Prachtwerksprospekte. Das ist menschlich, das ist verzeihlich.

Unverzeihlich aber ist eins, und das ist die ganze Idee!

Die Verlagshandlung hat, ehe sie diese Goetheausgabe unternahm, bereits eine ähnliche Schillerausgabe im deutschen Volke verbreitet. Sie hat nach ihrer eignen Versicherung mehr als 52000 Exemplare von jener Schillerausgabe verkauft. Dies ist ihr ein Beweis, daß sie damit „das Richtige getroffen,“ und so hofft sie denn, der Goetheausgabe „den gleichen Erfolg zu sichern.“ Für uns sind jene 52 000 Exemplare nur ein Beweis, daß trotz aller liberalen Phrasenmacherei wahre Bildung, zu der doch wohl auch eine Dosis feinerer Geschmacksbildung gehört, nur in einer kläglichen Minorität unsers Volkes verbreitet ist. Wir hatten gerade in diesen Tagen wieder Gelegenheit, eine größere Sendung französischer Prachtwerke aus den Verlagshandlungen von Firmin-Didot, Hachette, Quantin, Rothschild in Paris u. a. zu sehen. Großer Gott! Es wurde uns ganz seckrauk zu Mute, als wir mit der unbeschreiblichen Nobleffe dieser Werke den deutschen Prachtwerkstrüdel verglichen.

Wir haben die Hallbergersche Schillerausgabe seiner Zeit ganz mit Stillschweigen übergangen, nicht etwa weil wir glaubten, Schillers Frevel sei weniger schlimm als Goethes Frevel, sondern weil Schiller einem solchen gewagten Versuch gegenüber wirklich noch etwas anders dasteht als Goethe. Man wird uns hoffentlich nicht mißverstehen, wenn wir sagen: Seine Gedichte und seine Dramen vertragen eher einen Puff als die Goethischen; sie scheinen beinahe manchmal zu einer Auffassung und Behandlung herauszufordern, wie sie bei Goethischen schlechterdings undenkbar ist. Wir machen ja dieselbe Wahrnehmung auch im Theater. In der Aufführung eines Schillerschen Dramas geht es selten ohne Aulissenreißerei ab, wir lassen uns das zur Not gefallen. Dagegen empört sich alles in uns, sobald uns unseine Hände über Goethe geraten. So läßt sich auch eine auf breite Massen berechnete, von einem ganzen Schwarm von Zeichnern illustrierte Schillerausgabe zur Not herstellen, eine Goetheausgabe aber von diesem

Kaliber nun und nimmermehr. Das mußte die Verlagshandlung wissen, und das hat sie wohl auch gewußt. Daß sie es trotzdem gewagt hat, das ist das Unverzeihliche an der Sache.

Mit euern „ersten“ Künstlern! Über diese abgeschmackte, schon sprachlich anstößige Phrase haben wir nun schon so oft gespottet, daß wir es nicht für möglich gehalten hätten, ihr nochmals auf dem Titelblatte eines Prachtwerkes begegnen zu müssen. Und immer kommt sie wieder. Unter diesem Schwarm von „ersten“ Künstlern, von denen man die wenigsten auch nur dem Namen nach kennt, ist vielleicht kein Duzend, die eine Ausgabe von Goethes Gedichten besessen haben, ehe die „Deutsche Verlagsanstalt“ sie zur Beteiligung an ihrer Goetheausgabe aufforderte. Einzelne Werke Goethes sind in der That von „ersten“ oder, wie wir vernünftiger sagen wollen, von ausgezeichneten Künstlern illustriert worden — man denke an Kaulbachs „Keineke Fuchs,“ an Krelings „Faust,“ an Rambergs „Hermann und Dorothea“ — und nur große Künstler sollten an Goethe ihre Kraft versuchen. Mit gewerbmäßigen Duzend-illustratoren läßt sich kein Goethe illustriren. Was dabei herauskommt, ist höchstens eine Ausgabe für den Geschmack des großen Haufens. Für diesen aber ist Goethe überhaupt nicht da, er wird immer und ewig nur für die geistige Aristokratie unsers Volkes da sein, und diese will und mag den Bilderplunder nicht. Daß die Popularität Goethes durch diese Ausgabe irgendwie werde befördert werden, das wolle man sich ja nicht einbilden. Wer solche Bücher kauft wie diese Goetheausgabe, der kauft sie eben, nicht um sie zu lesen, sondern um die Bilder zu begaffen. Es kann auch gar niemand in dieser Ausgabe lesen, selbst wenn ers wollte. Wir haben es versucht, um für die Zwecke dieses Aufsatzes den Text einiger Lieder in unsrer Erinnerung wieder aufzufrischen — es war unmöglich. Erst haben wir die Bilder zugedeckt, dann haben wir die Hefte weggelegt und den simplen Text vom Bücherbrette geholt. Wer Goethe lesen und sich in ihn vertiefen will, der muß mit ihm allein sein, dem ist es unerträglich, die Zeilen eines Goethischen Liedes zwischen aufdringlichem Bilderkram eingequetscht zu sehen.

Die gebildete Minorität unsers Volkes geht also auch bei dieser Goetheausgabe leider wieder leer aus. Was wir uns wünschen, ist eine Ausgabe nach Art der feineren französischen Textausgaben: schönes, solides Papier, vornehmes Oktavformat, mäßig große Kolumne, eine angenehme, leicht lesbare Frakturschrift, und in jedem Bande eine kleine Anzahl gestochener Kopfleisten und Initialen, nicht von sechzig „ersten,“ sondern von einem gebildeten und denkenden Künstler gezeichnet. Sollten für eine solche Ausgabe in den wohlhabenden Kreisen unsers Volkes nicht ein paar Tausend Abnehmer aufzutreiben sein? Wo ist der Verleger, der uns diese Ausgabe bescheert?

Wir sind uns völlig klar darüber, daß alles, was wir hier geschrieben, ein Tropfen ins Meer ist. Was vermag die kleine Auflage der Grenzboten

gegen die tausend und abertausend Prospekte, welche die „Deutsche Verlagsanstalt“ für „ihren“ Goethe in die Welt geschickt hat! Gegen diese tausendzüngige Reklame ist unsre schwache Stimme machtlos. Ein Sortimentsbuchhändler, den wir dieser Tage fragten, was für Geschäfte er mit dem „illustrierten Goethe“ mache, erwiderte uns wörtlich: „Man muß sich ja schämen, anständigen Leuten so etwas zu empfehlen. Aber ich habe doch schon zehn Subskribenten, ohne einen Finger gerührt zu haben.“ Das ist die Macht der Reklame. Mit den Büchern geht es da genau so wie mit den Geheimmitteln und den politischen Phrasen. Alle verständigen Leute spotten drüber, der große Haufe aber fällt doch darauf herein wie die dummen deutschen Staare in die Schlingen der italienischen Vogelsteller. Das alles wissen wir recht gut. Aber wir halten es trotzdem für unsre Pflicht, die Wahrheit zu sagen. Nützt es dem Publikum gegenüber nichts, vielleicht kommen am Ende die Verleger zu der Einsicht, daß wir Recht haben, und daß es uns nie um etwas anderes zu thun gewesen ist als um die Sache.

G. W.



Politische Briefe.

4. Die Reichstagsverhandlungen vom 12. bis zum 15. Juni.



ie Rede, mit welcher der Reichskanzler am 12. Juni die zweite Beratung der Monopolvorlage eröffnete, ist vielleicht die bedeutendste unter seinen Parlamentsreden. Es scheint, daß die öffentliche Meinung unter der Größe des Eindruckes steht, aber sich nur langsam klar werden kann über den Sinn und die Richtigkeit der ungewohnten Gedanken.

Darüber ist man schon einig, daß das Tabaksmopol der Anlaß, aber nicht der Gegenstand dieser Rede war. Wie der Kanzler die Notwendigkeit einer deutschen Steuerreform aus den Beschwerden des jetzigen Steuersystems in Preußen entwickelte, das mußte durch die Vorführung der Thatfachen einen unwiderstehlichen Eindruck machen. Aber die wahre Bedeutung der Rede liegt in ihrem sozusagen europäischen Inhalte, in der Art, wie der Kanzler am Schluß bei einem Blick auf die innere Lage Deutschlands den jetzt in Europa herrschenden Parlamentarismus charakterisirte. Ein großes Wiener Blatt, welches der kaiserlichen Botschaft vom 17. November vorigen Jahres in fast begeisterter Weise zustimmte, fand in dem Erlaß des Kaisers vom 4. Januar dieses Jahres eine Herausforderung des Fürsten Bismarck, der diesen Erlaß gegengezeichnet, an den ganzen Konstitutionalismus in Europa. Die Rede vom 12. Juni enthüllt den inneren Zusammenhang zwischen jener Botschaft und jenem Erlaß.

Der Kanzler sprach sich gegen das parlamentarische Fraktionswesen aus, was er allerdings schon öfters gethan. Aber am 12. Juni hat er zum ersten-

Grenzboten II. 1882.

82